

JOEL C. ROSENBERG

***RUSSISCHES
ROULETTE***

Aus dem Amerikanischen von Susanne Picard

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *The Persian Gamble*
erschien 2019 im Verlag Tyndale House Publishers.
Copyright © 2019 by Joel C. Rosenberg

1. Auflage November 2021
Copyright © dieser Ausgabe 2021 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: Arndt Drechsler-Zakrzewski
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-86552-955-8
eBook 978-3-86552-956-5



Dem edlen, unterdrückten persischen Volk,
das seit vier Jahrzehnten unter einer grausamen
und blutrünstigen Tyrannei leidet –
auf dass du bald die süße Luft
der Freiheit atmen mögest.

PERSONEN DER HANDLUNG

Amerikaner

Marcus Ryker	Ehemaliger U. S. Secret-Service-Agent, ehemaliger US-Marine
Jennifer Morris	CIA-Chefin, Büro Moskau
Nick Vinetti	Stellvertretender Botschafter, US-Botschaft Moskau, und ehemaliger US-Marine
William McDermott	Stellvertretender Nationaler Sicherheitsberater; ehemaliger US-Marine
Andrew Clarke	Präsident der Vereinigten Staaten
Robert Dayton	US-Senator der Demokratischen Partei aus Iowa, Mitglied des Geheimdienstausschusses des Senats
Peter Hwang	Referent Senator Daytons und ehemaliger US-Marine
Annie Stewart	Außenpolitische Beraterin Senator Daytons
Cal Foster	US-Verteidigungsminister
Richard Stephens	Direktor der CIA
Martha Dell	Stellvertretende Direktorin der CIA
Barry Evans	Nationaler Sicherheitsberater der USA
Tyler Reed	Botschafter der USA in Moskau
Carter Emerson	Pastor der Lincoln Baptist Church in Washington, D. C.

Marjorie Ryker	Marcus' Mutter
Curt Berenger	Kommandant von SEAL Team 6
Héctor Sanchez	Leiter von Team Blau, SEAL Team 6
Donny Callaghan	Leiter von Team Rot, SEAL Team 6

Russen

Oleg Stefanowitsch Kraskin	Oberster Referent und Schwiegersohn des verstorbenen Präsidenten Luganow
Mikhail Borisowitsch Petrowski	Verteidigungsminister
Maxim Grigarin	Premierminister
Boris Sacharow	Ehemaliger Stabschef Präsident Luganows
Boris Jamirew	Stellvertretender Verteidigungsminister
Nikolai Kropatkin	Stellvertretender Direktor des FSB, des russischen Inlandsgeheimdienstes
Marina Kraskin	Olegs Frau und Luganows Tochter

Iraner

Alireza Al-Zanjani	Stellvertretender Kommandant der Iranischen Revolutionsgarde
Großajatollah Hossein Ansari	Oberster Führer des Iran
Yadollah Afshar	Präsident der Islamischen Republik Iran
Mahmud Entezam	Kommandant der Iranischen Revolutionsgarde

Haydar Abbasi Direktor des iranischen Raketen-
forschungsprogramms

Nordkoreaner

Hyong Ja Park Geliebter Führer Nordkoreas
Yun Yong-Jin Stellvertretender Chef des Militär-
geheimdienstes

Andere

Reuven Eitan Premierminister Israels
Asher Gilad Direktor des Mossad
Abdulaziz bin Faisal Verteidigungsminister und Thron-
erbe Saudi-Arabiens
Abdullah bin Rashid Vorsitzender des saudischen
Geheimdienstdirektorats
Khalid bin Ibrahim Geheimdienstchef der Vereinigten
Arabischen Emirate
Mohammed Yakub Pakistanischer Nuklearphysiker



TEIL EINS

1

Irgendwo über dem Nordwesten Russlands

29. September

90 Minuten nach dem Attentat auf den russischen Präsidenten

Komm nicht um und lande nicht im Gefängnis.

Marcus Ryker fiel wirbelnd durch eiskalte Finsternis, während ihm diese Worte aus seiner Kindheit durch den Kopf schossen.

Seit er ein Teenager geworden war, hatte seine Mutter ihm diese Worte öfter zugerufen, als er zählen konnte. Jedes Mal bevor er zur Schule gegangen war. Jedes Mal wenn er mit Freunden losgezogen war. Jedes Mal wenn er sich das Auto geschnappt, wenn er einen Viertausender in Angriff genommen hatte oder auf Wildwasserfahrt gegangen war. Marjorie Ryker kannte ihren einzigen Sohn gut. Marcus war nicht einfach nur ein Mann, der das Abenteuer liebte und immer an Grenzen ging, wo es nur möglich war. Er war ein Adrenalinjunkie und sie fürchtete ehrlich, und wahrscheinlich oft zu Recht, dass auch der kleinste Fehltritt für ihren Sohn in einer Katastrophe enden könnte.

Nun, mit beinahe 40, befand Marcus sich also im freien Fall durch eine dichte Wolkendecke irgendwo über dem Nordwesten Russlands. Er konnte nichts sehen. Nicht den Mond und nicht die Sterne. Nicht die blinkenden Lichter einer Stadt oder eines Dorfs oder Weilers unter ihm. Er

konnte keinen Laut hören, abgesehen vielleicht von dem Zischen des Sauerstoffs, der in seinen Helm flutete. Er konnte das Rauschen der Luft nicht hören, die mit über 200 km/h an ihm vorbeipeitschte. Er konnte nicht einmal das Brüllen der Düsen hören, mit denen sechs MiG-Kampffjets aus verschiedenen Richtungen mit doppelter Schallgeschwindigkeit auf ihn zurasten.

Nur wenige Sekunden zuvor hatte Marcus sich mit zweien seiner Kollegen aus der Seitenluke einer Gulfstream IV gestürzt, die in einer Höhe von 5500 Metern dahinflog. Jetzt näherten sie sich rasch der 3000-Meter-Marke. Aber sie waren vor dem Sprung weit von ihrem ursprünglichen Kurs abgewichen. Was nun tatsächlich unter ihnen lag, Wasser oder Land, konnte er bestenfalls raten.

Links von ihnen befand sich der Finnische Meerbusen, zu ihrer Rechten – sehr weit rechts, wie Marcus befürchtete – lag der Ladogasee. Trafen sie, bei diesem für diese Jahreszeit ungewöhnlich frühen und heftigen Schneesturm, eines der beiden Gewässer, war ihr Schicksal besiegelt. Sie würden innerhalb von Minuten erfrieren. Doch wenn seine Berechnungen stimmten, dann sollten sie – und das war wahrscheinlicher – auf einem Streifen Land herunterkommen, der als die Karelische Landenge bekannt war. Damit würden sie noch auf russischem Territorium aufkommen und sich der ernstesten Gefahr aussetzen, verfolgt und auch festgenommen zu werden. Marcus wäre lieber gestorben als das geschehen zu lassen. Aber vielleicht landeten sie auch nahe der finnischen Grenze und hätten damit die Chance, sich in Sicherheit zu bringen.

In der Dunkelheit des frühen Morgens zwang Marcus sich nun, die Worte seiner Mutter aus seinen Gedanken zu verbannen und im Geiste noch einmal die Ausrüstung

durchzugehen, um die er die CIA gebeten hatte und die vor ihrer Flucht ins Flugzeug geschafft worden war. Ihr Überleben hing nun von dieser Ausrüstung ab, denn mehr hatten sie nicht. Da waren ein Scharfschützengewehr, ein AK-47 und zwei Pistolen, allesamt russischer Herstellung. Eine Schachtel mit Munition, obwohl die sicher nur ausreichte, um ein paar kleinere Scharmützel mit dem russischen Militär auszufechten. Sie hatten ein handliches GPS-Gerät und ein Satellitentelefon. Ebenso gab es ein Allwetterzelt, ein Beil, ein Jagdmesser, Seile, drei Wasserflaschen, medizinische Notfallkits und ...

Eine massive Explosion brach über ihnen los. Die Infrarot-Raketen hatten endlich ihr Ziel gefunden. Der dunkle Himmel war mit einem Mal von einem blendend hellen Feuerball von gleißendem Orange und Rot ausgefüllt. Innerhalb von Sekundenbruchteilen würden halb geschmolzene Metallteile, Reste des 40 Millionen Dollar teuren Businessjets, um sie herum herabregnen, und das eisige Land sauste ihnen entgegen.

Marcus breitete die Arme zu einer Adlerposition aus und wischte dabei die Eiskristalle fort, die sich auf dem Höhenmesser an seinem Handgelenk gebildet hatten.

1800 Meter. 1500 Meter. 1200. 900.

Wäre er allein gewesen, hätte er erst im letzten Augenblick die Reißleine gezogen und so das Risiko minimiert, entdeckt zu werden. Aber Marcus hatte solche HALO-Sprünge während seiner Zeit bei den Marines trainiert, der 46 Jahre alte Russe an seiner Seite nicht.

Oleg Kraskin, Code-Name »Rabe«, hatte in der Roten Armee gedient. Er hatte das Basistraining durchlaufen, aber dann als Beamter im Büro der Militäranwälte gearbeitet. Er hatte in seinem ganzen Leben noch keinen

Fallschirmsprung absolviert oder je auch nur daran gedacht, das zu tun. Marcus hatte den Schrecken im Blick des Mannes gesehen, als man ihm den Fluchtplan auseinandergesetzt hatte. Aber es gab keine andere Möglichkeit. Sie brauchten den Raben lebend, also war diese Entscheidung nicht schwergefallen. Es war wohl besser, wenn sie die Reißleinen jetzt zogen, als es noch länger hinauszuschieben und so an einem völlig anderen Punkt zu landen als geplant. Einem Punkt, der sich am Ende noch als tödlich erweisen mochte.

Als sie die Wolkendecke in der Höhe von rund 700 Metern durchbrachen, entdeckte Marcus seinen russischen Sprungkameraden etwa 30 Meter rechts von sich und gab ihm das Signal, dass jetzt der Zeitpunkt gekommen war.

Er bekam keine Antwort.

Wieder ruderte Marcus mit den Armen, um Oleg auf sich aufmerksam zu machen, doch wieder reagierte der nicht. Er öffnete auch nicht seinen Schirm.

Da stimmte etwas nicht. Marcus hatte Oleg die wenigen wirklich notwendigen Dinge eingebläut, die man sich merken musste, um einen Sprung zu überleben. Warum reagierte der Russe nicht?

Sie fielen jetzt unter die 500-Meter-Marke. Wieder versuchte Marcus, die Aufmerksamkeit des Russen auf sich zu ziehen, doch vergeblich. Jetzt hatte er nur noch Sekunden, um etwas zu unternehmen. Sein Puls beschleunigte sich rapide, ein gewaltiger Adrenalinrausch erfasste ihn. Er presste die Arme an die Seiten, schloss die Beine und verlagerte sein Gewicht nach rechts. Damit schnellte er durch den Schneesturm auf Oleg zu. Es war ein Verlegenheitsmanöver, das noch dadurch erschwert wurde, dass Marcus in seinem Tandemanzug die verwundete Jenny

Morris mit sich herumschleppte, die immer wieder das Bewusstsein verlor und damit jede seiner Bewegungen anstrengender machte.

Nur einen Augenblick später prallte Marcus seitlich auf Oleg. Immer noch keine Reaktion. Der Rabe war bewusstlos. Marcus zwang sich zur Ruhe. In seiner Anfangszeit als Marine, in der Sprungschule auf Parris Island, hatte er geübt, wie man einem Sprungkollegen in Not zu Hilfe kam. Davon, das während eines Tandemsprungs zu tun, war allerdings nie die Rede gewesen. Marcus hatte keine Ahnung, ob sein Schirm, der für das Gewicht zweier Menschen gemacht war, auch den Sturz eines dritten genügend abbremsen konnte, ohne dass sie sich alle den Hals brachen. Aber er wusste, sie hatten keine andere Wahl, also klappte er seine Nachtsichtbrille herunter und machte sich ans Werk.

Jetzt stand auch fest, dass sie auf alle Fälle an Land zu Boden gehen und nicht im Wasser landen würden. Dennoch, unter ihnen befand sich tief verschneiter Nadelwald. Weiter links konnte Marcus eine lichtere Stelle im Wald ausmachen. Wenn er jetzt sofort seinen Schirm öffnete, konnte er diese Stelle erreichen. Aber wenn er zuerst Olegs Reißleine betätigte, dann hatte er keine Möglichkeit, den Russen zu steuern. Oleg konnte sich nur zu leicht in den 20, 25 Meter hohen Bäumen verfangen und würde damit für Marcus, war der erst selbst gelandet, unerreichbar sein. Oder Oleg wurde schlicht und ergreifend von einer der gewaltigen Tannen aufgespießt.

Sie waren schon beinahe auf 300 Meter. Marcus versuchte, durch den dichten Schneefall, der ihm beinahe vollkommen die Sicht nahm, hindurchzumanövrieren, packte Olegs Geschirr mit behandschuhten Fingern und

riss den Mann an sich. Dann griff er mit der anderen Hand, die ebenfalls in einem dicken Handschuh steckte, in seine Weste, zog einen Karabiner heraus und hakte Oleg an sein eigenes Geschirr.

250 Meter.

200 Meter.

Jetzt oder nie. Er packte Olegs Hand so fest er konnte und zog an seiner eigenen Reißleine. Sein Schirm öffnete sich auf der Stelle. Der metallene Haken, der beide Männer miteinander verband, straffte sich, hielt aber, also versuchte Marcus verzweifelt, sie alle drei aus der Gefahrenzone auf das lichtere Waldstück zuzusteuern, das er entdeckt hatte.

Aber sie schafften es nicht.

2

Drei Monate zuvor

Griechenland, Athen

16. Juli

75 Tage vor der Ermordung des russischen Präsidenten

»Sie hören mir nicht zu. Ich werde morgen heimfliegen. Ich habe alles getan, worum Sie mich gebeten hatten. Aber ich werde die Hochzeit meiner Tochter nicht verpassen. Basta. Ende der Diskussion.«

Der 65 Jahre alte Physiker stand mitten in der Ecksuite auf dem dritten Stockwerk des *Electra Palace Hotels*. Er war umgeben von einer ganzen Batterie von Bildschirmen,

Aufnahmegeräten, kabellosen Receivern und kilometerlangen Kabeln, die man mit Isoband auf den flauschigen Teppich geklebt hatte. Außerdem war er umzingelt von neun Männern, die samt und sonders mit automatischen Schusswaffen ausgerüstet waren und ihn alle miteinander anstarrten.

Seine eigenen Augen waren blutunterlaufen, sein Nervenkostüm hing in Fetzen. Aber seine Stimme klang, obwohl er seit Monaten sein Labor und damit die einzig verbliebene Liebe seines Lebens nicht gesehen hatte, fest entschlossen.

Was er sagte, entsprach der Wahrheit. Dr. Mohammed Yakub, einer der wichtigsten Akteure im pakistanischen Atomwaffenprogramm, ein Protegé von Abdul Kadir Khan, den er als den »Vater der sunnitischen Bombe« geradezu als Helden verehrte, hatte alles getan, was man von ihm verlangt hatte. Genau genommen hatte er sogar etwas mehr getan.

Er bekam für seine Bemühungen ein kleines Vermögen bezahlt. Das Geld war ordentlich auf nicht nachverfolgbaren Schweizer Nummernkonten gelagert. Aber Yakub machte sich nichts aus Geld. Er arbeitete seit seinem Universitätsabschluss jeden Tag 18 bis 20 Stunden, und das nur aufgrund seiner Liebe zur Wissenschaft und einer ebenso tiefen Liebe zu seinem Land. Er hatte Khan geholfen, ein Atomwaffenarsenal anzulegen, um Pakistan vor Indien, vor China, den Russen, den Amerikanern und überhaupt vor jedem zu schützen, der Pakistan übervorteilen oder sogar dessen Existenz bedrohen mochte.

Mittlerweile allerdings war er Witwer, und das noch gar nicht lange. Er war trauernder Vater eines Einzelkinds, einer atemberaubend schönen jungen Frau, die eigentlich

kein Kind mehr war, die allerdings ihren Vater an ihrer Seite brauchte – und was viel wichtiger war, dort auch haben wollte.

Yakub war an seine Grenzen gestoßen. Er hatte in den Verhandlungen bislang keine gravierenden Fehler gemacht, aber je erschöpfter er war, desto beunruhigter wurde er auch, denn desto mehr wuchs das Risiko, dass er sich nicht mehr ausreichend konzentrieren konnte. Dann würde er nicht mehr einfach nur einen Fehler machen, sondern einen tödlichen obendrein.

»Mohammed, Mohammed«, erwiderte der dunkle Mann, der in einer Ecke saß und ein abhörsicheres Satellitentelefon in der Hand hielt. »Sie sollten tief durchatmen und mir vertrauen. Ich höre Ihnen durchaus zu, ich höre jede Silbe und ich gebe Ihnen mein Wort: Ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, um sicherzustellen, dass Sie an der Hochzeit Ihrer Tochter teilnehmen können. Ich habe sogar schon auf sechs verschiedenen Flügen innerhalb der nächsten 48 Stunden Plätze für Sie reserviert, alle in der ersten Klasse. Jeder davon wird Sie rechtzeitig ans Ziel bringen. Also glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, dass sich alles in Wohlgefallen auflösen wird.«

Langsam verschwand Yakubs Ärger und wurde von einem tiefen Gefühl der Traurigkeit ersetzt. Seine Schultern sackten herab, seine Augen wurden feucht. »Sie ist doch alles, was ich noch habe«, murmelte er und starrte auf seine Schuhspitzen hinab.

Der dunkle Mann stand auf und kam zu ihm in die Mitte des Raums. »Ich weiß, Mohammed, und mein herzliches Beileid zu Ihrem Verlust. Ihre Gattin war eine bemerkenswerte Frau. Wir alle können froh sein, sie kennengelernt zu haben, wie kurz das auch immer gewesen sein mag.«

»37 Jahre«, erklärte Yakub. Er schüttelte den Kopf und holte ein Taschentuch aus seiner Hose, um sich die Augen abzutupfen. »Dann wacht man eines Tages auf und sie nicht. Man macht so viele Pläne für die Zeit nach der Rente, für das gemeinsame Leben, wenn das Kind erwachsen und man wieder nur zu zweit ist. Und dann, innerhalb eines einzigen, unaussprechlichen Augenblicks ...«

Seine Stimme war gegen Ende der Worte nur noch ein Flüstern und verebbte dann ganz. In der Suite wurde es still.

»Meine Tochter braucht mich«, stellte Yakub schließlich fest, steckte das Taschentuch weg und straffte sich.

»Und morgen um diese Zeit sind Sie wieder in Islambad«, versicherte ihm der Kommandant der anwesenden Einheit. Er war ungefähr halb so alt wie Yakub. »Dann sind Sie wieder in dieser wunderschönen Villa, die Sie Ihr Eigen nennen, bewirten Ihre Schwiegerfamilie und werden an all das hier ... keinen Gedanken mehr verschwenden.«

Doch der Mann mit den drei Dokortiteln konnte die Sache noch nicht ruhen lassen. »Was, wenn er neue Forderungen an mich stellt?« Yakub hob den Kopf und zog die Augenbrauen zusammen. »Was, wenn er anfängt, die Änderungen, auf die wir uns verständigt hatten, anzuzweifeln?«

»Das wird er nicht.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Weil er das hier mehr will, als Sie es wollen, Mohammed, und seine Vorgesetzten es noch mehr wollen als er«, erklärte der Kommandant, trat noch einen Schritt auf ihn zu und packte den Physiker an den Schultern. »Vertrauen Sie mir, Sir. Heute Abend werden Sie beide diesen Deal feiern, sich die Hände schütteln und Sie werden ihm die

Kontonummern der Banken geben. Er wird Ihnen das Geld überweisen, und das war's. Das geht alles ganz fix. Dann haben Sie Ihre Rolle gespielt und meine Männer bringen Sie in Windeseile zum Flughafen.«

»Und Sie sind sich ganz sicher?«

»Absolut.«

»Heute Abend?«

»Ganz zweifellos.«

Der Pakistani war immer noch nicht hundertprozentig überzeugt. »Aber Sie haben doch noch fünf andere Flüge reserviert«, wandte er ein.

»Nur für alle Fälle«, versicherte ihm der Kommandant.

Für welchen Fall ...?, fragte sich Yakub, doch er sagte nichts weiter.

Alireza Al-Zanjani zündete sich eine frische Zigarette an.

Er war in einen vorzüglich geschneiderten Pariser Anzug gekleidet und hatte das jetschwarze Haar mit einem Hauch Gel zurückgekämmt. Nun starrte er für ein paar Sekunden in die Flamme des Streichholzes, bevor er sie zwischen Daumen und Zeigefinger löschte. Er warf einen Blick auf seine Rolex, lehnte sich in seinem Sessel zurück und schloss die Augen. Es war beinahe ein Uhr morgens. Aber es gab keinen Anlass zur Sorge, sagte er sich. Sein Gast würde pünktlich kommen und dann wäre schon bald alles vorüber.

Auch wenn er Athen noch nie besucht hatte, ließ er den Blick nicht über die glitzernden Lichter der Stadt schweifen, die sich jenseits der Dachterrasse ausbreiteten. Die Dachterrasse befand sich auf dem fünften Stock des *Electra Palace Hotels* und gehörte zu einem Restaurant. Der umwerfende Ausblick auf die Akropolis allerdings, den

sie bot, interessierte Al-Zanjani nicht im Geringsten. Die Sterne blinkten am Himmel, die Luft war lau, aber er verschwendete keinen Gedanken an den Parthenon, der zum Greifen nahe im sommerlichen Mondlicht glänzte. Der Tempel der jungfräulichen Athene, der etwa 500 Jahre vor Christi Geburt gebaut worden war, barg keinerlei Faszination für ihn.

Al-Zanjani war kein Tourist und nicht der Aussicht wegen hier. Er war der frischgebackene stellvertretende Kommandant des Iranischen Revolutionsgardekorps und hergekommen, um zu beenden, wozu sein Vorgänger nicht in der Lage gewesen war.

»Sir«, wisperte ihm jetzt einer seiner Leibwächter zu. »Er kommt.«

Al-Zanjani öffnete die Augen, zog noch einmal an seiner Zigarette und stand auf. Dann hob er gerade rechtzeitig den Blick, um den zierlichen Pakistani aus dem Aufzug treten zu sehen. Er war drahtiger Statur und legte wohl generell auf sein Auftreten kaum einen Wert. Der Mann wurde von vier Revolutionsgardisten in Empfang genommen. Sie alle trugen Anzüge, die bei Weitem nicht so teuer waren wie der ihres Vorgesetzten. Sie baten Yakub, ihnen einen Ausweis zu zeigen, forderten ihn auf, ihnen sein Handy zu geben, und tasteten ihn nach Waffen ab.

Zufrieden nickte der Teamleiter und sagte auf Farsi: »Er ist sauber.«

Endlich, dachte Al-Zanjani. Er hatte viel mühselige Arbeit und ermüdende Vorbereitungen in diesen Augenblick gesteckt. Seine Vorgesetzten in Teheran hatten ihm grünes Licht gegeben. Die Zeit des Redens war vorbei.

Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, Geschäfte zu machen.

3

»Willkommen, mein Freund«, sagte Al-Zanjani. Sein Englisch hatte einen schweren Akzent.

Sein Lächeln jedoch war breit und die Arme noch breiter. »Kommen Sie, leisten Sie mir hier bei dieser Aussicht Gesellschaft.«

Er ließ Dr. Mohammed Yakub nicht aus den Augen, während dieser das Restaurant durchquerte. Heute Abend waren keine Gäste hier, nur ein etwas älterer Manager und ein einzelner Kellner. Beide standen an der Seite, stumm, aber jederzeit bereit, ihnen alle Wünsche zu erfüllen. Die einzigen anderen Männer auf der großen Terrasse waren Al-Zanjanis Sicherheitsleute, die nun an den beiden Treppenaufgängen, der Tür zur Küche und den Aufzügen Stellung bezogen.

Als Yakub sich näherte, wurde sich Al-Zanjani, wie damals bei ihrer ersten Begegnung vor ein paar Monaten, wieder der rund zehn Zentimeter langen Narbe bewusst, die auf seiner rechten Wange zu sehen war und nur halb von einem dichten Bart verdeckt wurde. Die Narbe verursachte dem Iraner kein körperliches Unbehagen mehr, trotzdem fiel ihm immer noch der Effekt auf, den sie auf andere hatte.

Als der pakistanische Wissenschaftler den runden Tisch erreichte, der auf einem frisch gestärkten, weißen Tischtuch für zwei gedeckt war, bemerkte Al-Zanjani, dass das Lächeln seines Gegenübers gezwungen wirkte. Er und Yakub umarmten und küssten sich gegenseitig auf beide Wangen.

»*Assalamu aleikum*«, sagte der Iraner und bedeutete seinem Gast mit einer Geste, doch Platz zu nehmen.

»*Wa-aleikum assalam*«, erwiderte Yakub und legte dabei die Hand auf sein Herz. Erst dann nahm er auf dem angebotenen Stuhl Platz.

Al-Zanjani verschwendete keine Zeit mit Small Talk. »Seien wir ehrlich, mein Freund. Es gibt nur zwei Arten, auf die eine Nation sich Atomwaffen beschaffen kann«, sagte er so leise, dass er beinahe flüsterte. »Sie selbst zu bauen oder sie zu kaufen.«

»Nun, vielleicht sind es drei Wege«, erwiderte Yakub ebenso leise. »Man könnte sie auch stehlen.«

Die Antwort sollte zweifellos ein Scherz sein, aber weder lachte Al-Zanjani noch lächelte er. Er war generell kein heiterer Mensch und das war nun alles andere als eine Nacht, um Scherze zu machen. Er ignorierte die Bemerkung und fuhr fort. »Die westlichen Kräfte haben uns ein sehr großzügiges Angebot gemacht, damit wir keine Atomwaffen produzieren«, erklärte er zunehmend ungeduldig, denn es war spät. »Doch erstaunlicherweise haben sie bisher nicht darauf bestanden, dass wir Abstand von einem entsprechenden Kauf nehmen. Sie haben uns Devisen von insgesamt rund 150 Milliarden bezahlt, und wofür? Um uns die Garantie abzukaufen, dass wir für ein Jahrzehnt kein Uran mehr anreichern. Um uns das Versprechen abzurufen, keine Atomsprengköpfe mehr herzustellen. Warum hätten wir da ablehnen sollen? Das Ganze war ohnehin eine Farce. Wir wurden nicht einmal gebeten ... Wie sagt man? ... zu unterschreiben.«

»Also haben Sie das Geld genommen und sind damit zu mir gekommen«, stellte der Pakistani fest und rückte seine Brille zurecht.

»Natürlich haben wir das Geld genommen. Wir sind doch keine Narren, Mohammed«, gab der Iraner zurück

und zog erneut an seiner Zigarette. »Doch wenn ich mich recht erinnere, sind Sie zu uns gekommen.«

»Nun, das stimmt. Das bin ich.«

»Meine Frage lautet daher: Warum erweisen Sie sich meinem Volk gegenüber als derart großzügig?«

Die unbehagliche Stille, die folgte, dauerte eine Weile.

»Sagen wir einfach, ich betrachtete es als eine Gelegenheit«, antwortete der Pakistani schließlich. »Schauen Sie, ich habe Ihnen schon gesagt, dass ich schon bald in Rente gehen werde. Mein Mentor Dr. Khan hat die Lorbeeren für unsere Arbeit eingeheimst, und das zu Recht. Ich bin nicht auf Ruhm aus. Ich lege keinen Wert darauf, ausgezeichnet zu werden, oder auch nur darauf, dass man sich an mich erinnert. Aber nach allem, was ich für mein Land getan habe, habe ich es verdient, angenehm zu leben und auch meiner Tochter und ihrem Mann ein behagliches Leben zu bieten. Mit der Rente, die einem Regierungsangestellten in Pakistan gezahlt wird, ist das nicht möglich. Also habe ich um mehr gebeten. Khan hat abgelehnt. Ich wandte mich an seine Vorgesetzten, doch immer wieder wurde mir gesagt, dass ich doch ordentlich bezahlt würde und dass ich mich mit dem zufriedengeben müsste, was ich habe. Nun ... ich bin aber nicht zufrieden. Das können Sie doch verstehen, oder nicht?«

»Allerdings«, bestätigte Al-Zanjani.

»Natürlich können Sie das. Sie sind sicherlich viel jünger als ich. Aber Sie sind auch ein Ehemann. Außerdem sind Sie Vater und sicher auch ein loyaler Diener Ihrer Regierung. Sie versuchen gar nicht, reich zu werden, sonst hätten Sie einen anderen Beruf gewählt. Aber Sie wissen gute Kleidung zu schätzen. Sie tragen eine teure

Uhr. Sie wissen die angenehmen Seiten des Lebens zu genießen. Und das ist Ihr gutes Recht.«

Der Iraner antwortete nicht.

»Aber das ist nicht alles«, fuhr Yakub fort. »Es geht nicht nur ums Geld. Ich kann einfach nicht fassen, dass bisher niemand den Zionisten Einhalt geboten hat. Niemand hat ihnen je eine Lektion erteilt oder sie auf den Platz verwiesen, der ihnen zusteht. Vielleicht können Sie das ja tun. Und wenn ich auch nur einen kleinen Teil dazu beitragen kann, dann umso besser. Also, mein Freund, genug geredet. Bringen wir's hinter uns.«

Der Iraner nickte. »Bringen wir's hinter uns.«

»Wenn Sie so weit sind, das Geld zu überweisen, dann sind meine Kollegen und ich bereit, Ihnen die Ware sofort zu übergeben.«

»Das Geld ist bereit.«

»Sehr gut«, erwiderte Yakub und holte ein zusammengefaltetes Stück Papier aus der Tasche. Er reichte es Al-Zanjani. »Das sind die Bankdetails«, erklärte er. »Es steht alles darauf.«

»In Ordnung«, sagte Al-Zanjani und ließ den Zettel in seine Brusttasche gleiten, ohne ihn zu lesen. »Und doch haben meine Vorgesetzten Bedenken.«

Yakub war verwirrt.

»Bedenken?«

»Teheran will hundertprozentige Sicherheit. Garantien.«

»Ich sagte Ihnen doch schon, dass wir Ihnen die ersten zehn Sprengköpfe innerhalb von 24 Stunden nach Zahlung des Geldes und die nächsten zehn innerhalb von zehn Werktagen liefern können«, erläuterte Yakub. »Besser als das kann ich nicht ...«

»Nein«, unterbrach Al-Zanjani und es klang entschlossener, als er beabsichtigt hatte. »Wir brauchen andere Sicherheiten.«

»Sicherheiten?« Yakubs Hände waren nun so fest zusammengepresst, dass man den Eindruck bekam, er wolle damit verbergen, wie sehr sie zitterten. »Was ist mit den Sicherheiten, die Sie *mir* geben wollten? Sie wissen genau, dass ich ein enormes Risiko eingehe, indem ich mich hier mit Ihnen treffe. Sie bestanden darauf, dass ich persönlich herkomme, und versicherten mir, dass wir in diesem Fall den Deal heute ein für alle Mal in trockene Tücher bringen können.«

»Und das werden wir auch«, versicherte ihm Al-Zanjani. »Sie müssen mir nur eine einfache Frage beantworten.«

»Und welche Frage wäre das?«

»Arbeiten Sie für die Israelis?«

Aus Yakubs Gesicht wich plötzlich alle Farbe. »Was reden Sie denn da?«, stammelte er.

»Sie haben mich doch verstanden.«

»Das habe ich, ich kann nur nicht glauben, was ich da höre.«

»Das ist ja nun nicht gerade ein Nein, nicht wahr, Mohammed?«

»Sind Sie verrückt geworden?«

»Es ist eine einfache Frage. Und doch haben Sie sie nicht beantwortet.«

»Ich werde dieses Spielchen nicht länger mitspielen. Wollen Sie die Ware nun oder nicht?«

Zum ersten Mal nach all diesen Monaten des Verhandeln lächelte Al-Zanjani. Er hatte die Fotos gesehen, die der Pakistani ihm vorgelegt hatte und auf denen die 20 glänzenden Atomsprengköpfe zu sehen waren. Er hatte

die Blaupausen der Bomben gesehen, die technischen Daten, die Bauzeichnungen und die Papierstapel mit den Testergebnissen. Er hatte sich Yakubs Ausführungen angehört, wie seine Leute die Waffen aus Pakistan heraus über die Berge nach Afghanistan und in den Iran schmuggeln würden. Al-Zanjani hatte bemerkt, wie sehr sich sein ehemaliger Chef sowie ihre Vorgesetzten in Teheran alle zehn Finger nach diesen Waffen geleckert hatten. Alles hatte so vielversprechend ausgesehen, ein Angebot, das Jahre teurer und ermüdender technischer Entwicklung und die unvermeidlich dazugehörenden Rückschläge hätte abkürzen können. Alles dank einer einzigen, reibungslosen Transaktion.

Und doch hatte Al-Zanjani nie daran geglaubt. Allerdings war er nie in der Lage gewesen, auch nur einen einzigen Beweis für seinen Verdacht ins Feld zu führen. Bis jetzt.

Er zog ein letztes Mal an seiner Zigarette und drückte sie auf der Sohle seiner handgenähten italienischen Schuhe aus. Gleichzeitig knöpfte er sein Jackett auf, zog die Pistole mit dem Schalldämpfer darauf heraus und zielte damit auf die Stirn des Pakistanis. Dann zog er den Abzug durch. Mit einem leisen »puff« entstand eine kleine Wolke rosigen Nebels, dann sank der Mann zu Boden.

»Nein, ich will sie nicht«, wisperte Al-Zanjani beinahe unhörbar.

Er drehte sich zum Manager und dem Kellner, die mit weit aufgerissenen Augen neben der Tür zur Restaurantküche standen, um. Er jagte beiden jeweils zwei Kugeln in die Brust, zog ein Handy aus der Tasche und gab eine Kurzwahl ein, unter der sich ein Kollege meldete. »Jetzt«, befahl er knapp.

Vom Dach eines bereits dunklen Bürogebäudes, das direkt neben dem *Electra Palace Hotel* stand, zischten sechs raketengetriebene Granaten durch den Nachthimmel heran. Eine nach der anderen schlug in den Fenstern der Ecksuite zwei Etagen unter Al-Zanjani und seinen Männern ein. Die darauffolgenden Explosionen in der Suite ließen das Hotel erzittern und rissen die Iraner beinahe von den Füßen. Nur Augenblicke später hörte Al-Zanjani, wie in den Korridoren unter ihm Maschinengewehrfeuer ausbrach. Er schloss die Augen und stellte sich vor, wie die Überlebenden in dieser Suite sich durch Rauch und Trümmer tasteten, um sich in Sicherheit zu bringen, nur um von seinem Team, das sich im Gang davor auf die Lauer gelegt hatte, niedergemäht zu werden.

Wieder lächelte er. Dann warf er einen letzten Blick auf seine Armbanduhr und zählte im Stillen bis vier. Eine weitere gewaltige Explosion zerriss die Nacht. Der Iraner schlenderte lässig an den Rand der Terrasse und sah auf die Straße hinab, wo auf der gegenüberliegenden Straßenseite ein angemieteter weißer Van geparkt hatte. Jetzt war nur noch ein in Flammen stehender verbogener Stahlrahmen von dem Wagen übrig.

Das Handy in Al-Zanjanis Hand klingelte. Er nahm das Gespräch sofort an.

»Erledigt«, sagte die Stimme am anderen Ende nur.

Im Gegenteil, dachte der Iraner bei sich.

Es hat doch gerade erst angefangen.



www.joelrosenberg.com

Joel C. Rosenberg ist der Bestsellerautor von vielen Romanen und Sachbüchern. Die verkaufte Auflage liegt bei fünf Millionen Exemplaren.

Geboren wurde er 1967 in Syracuse, New York. 1989 schloss er das Studium der Filmdramaturgie ab. Ein Jahr später heiratete er seine Collegeliebe Lynn. Die beiden wohnten 24 Jahre in Washington, D. C., bis sie mit ihren Söhnen – Caleb, Jacob, Jonah und Noah – nach Israel umsiedelten.

Joel trat in Hunderten von Radio- und TV-Sendungen auf und nahezu jede seriöse Zeitschrift in den USA hat seine Artikel und Essays veröffentlicht. Er gilt als Nahost-Experte. Weil er in seinen Romanen mehrmals große politische Entwicklungen vorhersagte, wird er von den Medien als »modern-day Nostradamus« bezeichnet.

Infos, Leseproben & eBooks:
www.Festa-Verlag.de